Zeitschrift: Neujahrsblatt für Basels Jugend

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 41 (1863)

Artikel: Basels Schulwesen im Mittelalter : Gründung der Universität, Anfänge der Buchdruckerkunst

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006857

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

E. J. IV-61.k
Bibliotheca

XLI.

Neujahrsblatt.

von Conrector Dr. d. A. Leistner.

L. Kelterborn inv.

Lith. G. Wolf in Basel.

XLI.

Neujahrsblatt

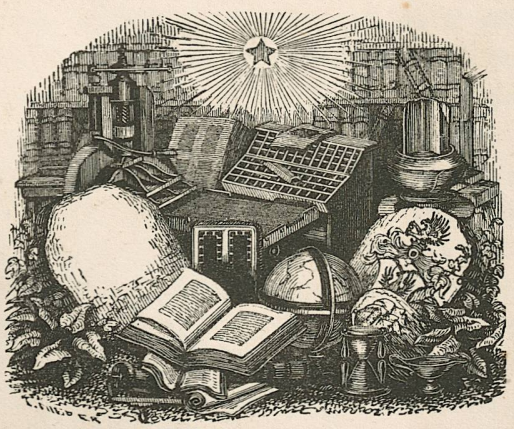
für

Basels Jugend,

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.



1863.

Baur'sche Buchdruckerei.

BIBL. PUBL.
BASILEENSIS.

Basels

Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.

> Von andern Dingen nimmt die Masse, wenn man sie vertheilt, ab; wird aber die Wissenschaft Andern mitgetheilt, so nimmt sie immer zu und wird größer, unter je mehr sie vertheilt wird.
>
> Stiftungsbulle der Universität.

Was wir Euch, meine jungen Freunde, in dem dießjährigen Neujahrsblatte erzählen und schildern wollen, steht mit dem vorhergehenden Neujahrsblatte in mehr als einer Verbindung. Vor einem Jahre wurden Euch die Väter des Concils vorgeführt, wie sie in unsern Mauern das Wohl der Kirche beriethen. Mit der Kirche steht aber die Schule in enger Verbindung und stand in frühern Zeiten in noch viel engerer, und diese ist es, zu welcher uns heuer unsre Erzählung führt. Wir wollen Euch nämlich erzählen, wie die Väter unsers Gemeinwesens einst für die Schule, für Wissenschaft und Bildung gesorgt haben und zwar durch Gründung unsrer Universität, welche zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und einen großen Theil des sechszehnten hindurch unserer Vaterstadt eine Stellung gab, wie sie keine andere Stadt unsers jetzigen Vaterlandes einnahm. Basel wurde durch sie in Sachen der Wissenschaft und Bildung eine Zeitlang die tonangebende Stadt am Oberrhein und in der Eidgenossenschaft; es beherbergte in seinen Mauern die Führer der geistigen Bewegung, es trat in den geistigen Kämpfen in den Vordergrund. Darum tritt auch die Gründung der Universität in der Geschichte unsrer Vaterstadt als ein Lichtpunkt hervor, an dem unsre Geschichtserzählung nicht stillschweigend vorübergehen darf. Und daß sie für unser Basel und noch weit über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus eine segensreiche Stiftung geworden ist, das habt Ihr vor zwei Jahren aus der allgemeinen freudigen Theilnahme abnehmen können, mit welcher unsre gesammte Bürgerschaft und

Abgeordnete aus fast allen Ländern Europas die vierte Säcularfeier ihrer Gründung begangen haben.

Es ist aber noch ein zweiter Berührungspunkt, den unser jetziges Neujahrsblatt mit dem vorhergehenden hat. Vor einem Jahre lerntet Ihr jenen Mann kennen, der unter dem Namen Aenea Silvio Piccolomini in Basel beim Concil thätig war. Jetzt tritt ebenderselbe als Papst Pius II in den Vordergrund, und zwar als derjenige, der, eingedenk dessen, was er in Basel erlebt hatte, unsrer Vaterstadt das Geschenk der Hochschule machte. — Und wie gut es doch die Vorsehung mit unsrer Vaterstadt noch in einer andern Hinsicht gemeint hat! Es waren das die Zeiten, in welchen die junge Kunst des Bücherdrucks anfing eine größere Verbreitung zu gewinnen und die Bibel und die Werke der Gelehrten zugänglicher zu machen. Und da war es wiederum unser Basel mit seiner jungen hohen Schule, welches mit den Gelehrten auch die Buchdrucker hieherzog, die wohl ein Jahrhundert hindurch Basels Namen durch die Produkte ihrer Pressen in alle Länder trugen. Wenn wir aber das Bild vollständig machen wollen, so fehlt uns noch die Folie, auf der wir es auftragen, und das ist die Schilderung des Zustandes, wie es vor der Gründung der Hochschule um Schule und Bildung bei uns ausgesehen hat. Es ist demnach der Zustand des Unterrichtswesens vor der Gründung unsrer Universität, die Gründung und das Leben derselben in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens und endlich die Buchdruckerkunst, wie sie in diesem Zeitraume in Basel aufkam, welche wir Euch diesmal vorzuführen gedenken. Es sind die beiden letzten die Hebel geworden, welche von der Vorsehung dazu bestimmt waren, nach und nach das morsche Gebäude der Menschensatzungen in der Kirche aus seinen Fugen zu heben und so der Reformation die Bahn zu ebnen.

I.

Wie sah es denn in Basel um Schule und Bildung aus, ehe die hohe Schule ihren Sitz daselbst aufschlug? Das sollt Ihr vorerst erfahren. Während jetzt alle unsre Schulanstalten von unsrer Obrigkeit ausgehen, war bis zur Reformation das Schulwesen größtentheils Sache der Kirche und der Klöster. Schon Karl der Große hatte befohlen, daß bei jedem Bischofssitze eine Schule angelegt werden sollte, und dieser Befehl konnte um so eher ausgeführt werden, als die von Chrodegang von Metz (750) eingeführte Einrichtung Boden gewann; und diese bestand darin, daß bei den Domkirchen, d. i. bei den Kirchen eines Bischofssitzes, sich eine Anzahl Geistlicher zu einem klösterlichen Leben zusammenthat, um den Gottesdienst im Chore der Kirche zu besorgen. Diese Geistlichen hatten den Namen Domherren, Chorherren oder Kanoniker und bildeten das Domstift. Mehrere Kirchenversammlungen hatten es diesen Stiftern zur Pflicht gemacht, eine Schule zu errichten, in welcher vorzugsweise Knaben, die sich dem Dienste der Kirche weihen wollten, und arme Schüler in der Grammatik und ähnlichen Schul-

wissenschaften unterrichtet werden sollten. Eine solche Schule befand sich nun auch seit den ältesten Zeiten bei unsrer Domkirche oder dem Münster. Sie hieß die Schule des Domstifts oder die Domschule. Die Zöglinge lebten da in klösterlicher Gemeinschaft bei einander in einem engen Gebäude, das im jetzigen Kreuzgange da stand, wo jetzt der Kirchhof der kleinen Kinder gegen den Rhein hin liegt. Später wurde sie auf den Münsterplatz in die Ecke hinter der St. Johanniskapelle verlegt. Es ist das die Schule, aus welcher unser heutiges Gymnasium entstanden ist. Neben dem Domstifte gab es aber bei uns noch zwei andere Stifter, das Chorherrenstift zu St. Peter und das Stift regulierter, d. h. klösterlich zusammenlebender Chorherren zu St. Leonhard. Diesen beiden Stiftern gestattete das Domstift eine Schule zu halten, in welche sie dreißig Schüler aufnehmen durften, unter diesen sechs arme, für welche diese beiden Stifter sorgen mußten; andre arme aufzunehmen, für welche aber das Stift zu sorgen nicht die Verpflichtung hatte, war ihnen unbenommen.

Diese Schulen nun hatten die Bestimmung, ihre Zöglinge zu Geistlichen heranzubilden. In der Domschule mußte einer sechs Jahre zubringen, bevor er zu einer geistlichen Function zugelassen wurde. An der Spitze dieser Schulen stand ein Schulherr (scholasticus), welcher aus der Zahl der Chorherren gewählt wurde. Ursprünglich war es seines Amtes, den Unterricht in der Schule zu geben. Dieses Geschäft sagte aber diesen Herren bald nicht mehr zu; sie stellten einen Schulmeister (rector scholarum) an, der, oft gering genug besoldet, an ihrer Stelle Schule hielt. Die Pflicht des Schulherrn beschränkte sich zuletzt nur darauf, daß er alle Samstage in die Schule kam und den Schülern diejenigen Lesestücke vorlas, welche bei dem Gottesdienste vorgelesen werden mußten, damit sie recht deutlich und nach der Interpunction zu lesen im Stande wären, und zuletzt die Schüler, bevor sie die geistliche Weihe erhielten, zu examinieren.

Einen bedeutenden Theil des Unterrichts bildete der Gesang und das Auswendiglernen der Kirchengesänge. Daneben spielte aber die Grammatik eine große Rolle, und für diese mußten die Schüler ein aus viel hundert lateinischen Versen bestehendes Buch auswendig lernen nebst den dickleibigen spitzfindigen Erklärungen, welche im Laufe der Jahrhunderte hinzu gekommen waren. Leute, welche gesunde Einsicht in das Unterrichtswesen hatten, nannten dieses Buch eine Folterkammer des Geistes. Dazu kamen noch die umfangreichen Bücher über die Denklehre (Logik) und über die Kunst des Disputierens (Dialectik), die sich in allerlei für das Jugendalter unfruchtbare Spitzfindigkeiten verloren und praktisch in Disputierübungen angewandt wurden. Solche Disputierübungen lagen so sehr in der Sitte der Zeit, daß deren auch noch in niedriger stehenden Schulen, wie z. B. in der zu St. Theodor in Kleinbasel, an der Tagesordnung waren. Daß es bei vielen Knaben große Mühe kostete, dieses dürre Material in sich aufzunehmen, könnt Ihr Euch wohl denken. Den Weg demselben zu bahnen halfen die drohend

geschwungene Ruthe und die fallenden Schläge des Lehrers. Männer von edlem Charakter, wie ein Wimpheling, der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bemüht war einen bessern Zustand im Schulunterricht herbeizuführen, klagen darüber, wie schlimm es in den Schulen damals stand. „Die Lehrer," sagt Wimpheling, „wissen nicht zu unterscheiden, was für das Knaben-„alter, was für ein gereiftes Alter paßt. Sie reden viel, lesen vor, sprechen. Das Gelesene „gehen sie durch, und wenn man diese Spreu alle durchsucht, so findet man kaum zwei Körner, „welche für dieses zarte Alter von Nutzen sind."

Ein besonders wichtiges Schulfach war damals der Gesang, der sich aber blos auf den Kirchengesang beschränkte; denn für den künftigen Priester war die Fertigkeit und Sicherheit im Absingen der zum Gottesdienst gehörigen Gesänge ein Haupterforderniß. Dazu kam noch, daß die Schüler bei manchen Gelegenheiten am Gesange in der Kirche Theil nehmen mußten; eine Anzahl vorzugsweise armer Schüler erhielten vom Stifte Chorröcke, in welchen sie bei Processionen, Jahrzeiten und andern Gelegenheiten als sogenannte Chorschüler regelmäßig zu singen hatten.

Die drei genannten Schulen, die am Domstift, die zu St. Peter und die zu St. Leonhard, waren zwar die vorzüglicheren in unsrer Vaterstadt, aber nicht die einzigen. Neben ihnen bestand eine Schule zu St. Martin, eine zu St. Alban und eine zu St. Theodor in Klein-basel. Es waren das Schulen, die ihre Schüler nicht so weit führten, als die übrigen, aber auch Schüler aufnahmen, welche sich nicht dem geistlichen Stande widmeten. Sie verdienen unsre Aufmerksamkeit noch dadurch, daß an denselben Lehrer arbeiteten, welche später einen nicht unbedeutenden Antheil an der schweizerischen Reformation hatten. An der Theodor-schule lehrte z. B. um 1495 Gregor Binzli, der Lehrer und Erzieher Zwinglis, an der Martinsschule Franz Kolb von Lörrach, der später in Bern die Reformation anbahnen half, und 1502 Ulrich Zwingli selbst.

An diese Schulen reihten sich noch sogenannte Klosterschulen an, d. h. Schulen, welche blos solche Schüler aufnahmen, die sich anheischig machten in den Orden der Klostergeistlichen einzutreten. Eine solche Schule hatte das Kloster der Dominikaner oder Prediger auf dem heutigen Todtentanz und das Kloster der Franziskaner oder Barfüßer auf dem Barfüßer-platze.

Eine eigenthümliche Erscheinung im Schulleben war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Masse der fahrenden Schüler, welche unter dem Namen Bachanten, an einigen Orten unter dem Namen Eberhardiner bekannt waren. Aeltere Schüler zogen, begleitet von jüngern, welche man Schützen nannte, von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule; die kleinen Schützen mußten für ihre Bachanten Geld und Lebensmittel durch Betteln, Singen und Stehlen zu bekommen suchen. Gefiel es den Bachanten in einer Schule nicht, so zogen sie weiter. Von solchen

fahrenden Schülern war im fünfzehnten Jahrhundert das Land voll. Ihre Lebensweise hat uns bekanntlich der nachmalige Rector unsrer Münsterschule, Thomas Platter, in seiner Lebensbeschreibung geschildert, und er konnte das sehr gut, da er in seiner Jugend selbst Schütze und Bachant gewesen war. Auch unsre Schulen in Basel sahen viele dergleichen fahrende Schüler. Aenea Silvio, der die Sache während seines Aufenthaltes in Basel zur Zeit des Concils kennen gelernt hatte, erzählt: „Es kommen Viele von den benachbarten Orten, welche ihr Leben „größtentheils durch Almosen fristen; diese finden hier einen Lehrer für Grammatik, Logik und „Musik. Das sind die Grammatici, die dann zu unsrer Verwunderung in Italien Almosen „heischen, von denen die meisten den Prälaten dienen, indem sie auf Pfründen warten, auf „welchen sie endlich in ihrem Vaterlande sich ernähren." Daß solcher fahrender Schüler zeitweise auch bei uns eine große Anzahl war, geht aus den Nachrichten eines Mönches aus unserm Karthäuserkloster, der in seiner Jugend selber ein Bachant gewesen war, hervor. Im Jahre 1500 sah sich sogar der Rath genöthigt, als eine Hungersnoth einbrach, sämmtliche arme Schüler aus der Stadt zu weisen.

Ja wie mancher arme Schüler weiß jetzt nicht, wie gut er es hat im Vergleich mit den armen Schülern selbiger Zeit. Er findet seine Schule in seinem eigenen Wohnorte, kann im älterlichen Hause bleiben und wird auf mannigfache Weise unterstützt, während in selbiger Zeit das zarte Knäblein, mit einem kleinen Reisepfenning in der Tasche, Vater und Mutter verlassen und in die weite Welt ziehen mußte, der Willkür und Mißhandlung eines alten Bachanten preisgegeben. Wenn solche Knaben in eine Stadt kamen, wo sie eine Zeitlang eine Schule besuchen wollten, so fanden sie daselbst besondere zu diesem Zwecke vorhandene Wohnungen, „Habitatzen" oder Bursen, wie sie auch bei uns zu finden waren, wo sie ein Unterkommen fanden. Da thaten sich denn die großen Bachanten gütlich mit dem, was ihnen ihre kleinen Schützen den Tag über zusammengebettelt hatten, während die armen Schützen auf dem Boden des Zimmers oder zur Sommerszeit auf dem Kirchhofe schlafen mußten. Zwar hatten arme Schüler von milden Stiftungen hie und da etwas zu beziehen, wenn sie bei den sogenannten Jahrzeiten der Verstorbenen in der Kirche oder an den Gräbern oder bei kirchlichen Festen sangen, oder wenn sie in den Straßen der Stadt eine gestiftete Spende, d. h. eine Austheilung von Brod und Geld ausriefen. Sang ein Bischof oder ein Domherr oder ein Caplan seine erste Messe im Münster, so gab das Domstift seinen Schülern eine Suppe und vier Maß Wein; setzte der Bischof einen Burgermeister und einen Zunftmeister, so wurden die Schüler mit Speise und Wein tractiert. Geistliche und weltliche Herren machten Stiftungen, aus deren Ertrag armen Schülern Brot, graues Tuch (und das schon vor dem Erdbeben) oder Schuhe vertheilt wurden. Einzelne arme Schüler bedienten auch einzelne Chorherren, andere wurden zum Kehren der Kirchen verwendet; „gelehrten jungen Knaben" machte etwa auch der Rath

ein Geschenk. Aber neben alle dem sah man Tag für Tag arme Schüler auf den Straßen der Stadt betteln oder um Almosen singen. Diejenigen von ihnen, welche die Schule nach alten Ordnungen aufzunehmen hatte, mußten das Erbettelte und Ersungene dem Schulherrn einliefern. Namentlich war es die Adventszeit, wo des Singens in den Straßen kein Ende war. Denn da hörte man außer den Armen, welche vom Lande herein kamen, auch noch des Abends die armen Schüler um die Wurst singen und bald darauf den Leuten das Neujahr „ansingen." Daß unter solchen Umständen mancher fahrende Schüler eben gar wenig lernte, ist wohl zu begreifen. Deßwegen erzählt auch unser Platter: „Da fand man manchen, der baß „(besser) plären konnte, denn ein Evangelium erklären; da gesahe man täglich in den Schulen, „wie tolle Bachanten auf die Wychenen zogen, wurden gewycht (erhielten die Weihe), daß sie „ein wenig konnten singen, sonst weder exponieren noch Grammatik."

In das geistlose, einförmige Schulleben und in das Elend, mit dem mancher arme Schüler zu kämpfen hatte, blickte aber während des Jahres mehrere Male ein Sonnenstrahl der Freude bei den heitern, oft tobenden Schülerfesten hinein. Die Frühlingssonne brachte ihnen das Fest des h. Gregorius, des Schulpatrons und des Vaters des Kirchengesanges. Da sah man die Schüler in Procession in die Kirche ziehen; an der Spitze des Zuges schritt ein in einen Bischof verkleideter Schüler einher und setzte sich, in der Kirche angekommen, unter allerlei lächerlichen Geberden vor dem Altare nieder. Der ordentliche Priester hält eine Predigt und nach dieser verläßt der Zug der Schüler unter Absingung des Gregoriusliedes die Kirche und bewegt sich durch die Straßen der Stadt. Die Knaben folgen ihm in mancherlei Verkleidungen, mit Brezeln behangen, welche ihnen die Leute geschenkt oder die sie aus milden Stiftungen zu diesem Zwecke erhalten haben. — Der Sommer brachte ihnen den Ruthenzug. Da wurden sie an einem schönen Tage in den Wald geführt, um das Birkenholz zu schneiden, welches das Jahr hindurch in der Hand des Schulmeisters ihr eigener Schrecken sein sollte. Denn dieses Zurechtweisungsmittel war so sehr an der Tagesordnung, daß, wenn man sagen wollte, einer sei noch Schüler, man sagte, „er stehe noch unter der Ruthe." Am lebhaftesten ging es aber gegen Ende des Jahres zu. Vor allen Schulfesttagen zeichnete sich durch muntere Freude der Tag des Wohlthäters der Kinder, der Tag des h. Niklaus aus. An diesem Tage theilte das Domkapitel allen Schülern Wecken aus feinem Mehl aus (Bolwecken), den Chorschülern und denjenigen, welche einzelne Chorherren bedienten, noch je zwei Maß Wein. Wecken und Wein wurden an die hiesigen Priester und an alle Priester vom Lande vertheilt, welche an diesem Tage in die Stadt kamen, an Notarien, Weibel, Wächter und Zöllner und andere Bedienstete der Kirche und des Staats. Das Fest gestaltete sich zu einem Volksfest. Ein Schüler in einen Bischof verkleidet, mit zwei in Assistenten verkleideten Schülern zur Seite, führte den Zug der ebenfalls verkleideten Schüler in die Kirche. Der Schülerbischof führte mit seinen zwei Assi=

stenten am Altare den Vorsitz bei der gottesdienstlichen Handlung. Nach Vollendung derselben bewegte sich der Zug durch die Straßen, und die Schüler nahmen von den Leuten die Geschenke entgegen, die man „Steuer für den Bischof" nannte. Am tollsten ging es aber am Tage und in der Nacht vor Weihnachten zu. Da verkleideten sich außer den Erwachsenen auch die Schüler in Bischöfe und hatten in ihrem Gefolge in Teufel verkleidete Knaben, mit sogenannten Teufelshüten oder Jölerhüten auf dem Kopfe und vermummt mit Bocksmasken (Böckenantlittern). Diese liefen überall umher und trieben allerhand Unfug und verführten wildes Geschrei. Sie verschonten selbst die Kirchen nicht mit ihrem Besuche, so daß der Rath 1420 sich veranlaßt sah, eine Verordnung dagegen bekannt zu machen. „Als man diese Hochzit (die Weihnachten) „und davor Bischöfe machet, beide Herren und Schüler, und denen zu Dienst Teufel laufen, „heißen euch unsere Herren sagen, daß sie nicht wollen, daß jemand in Teufels Weise laufen „solle in den Kirchen, noch in der Stadt, weil dadurch der Gottesdienst gehindert und geirrt „wird . . . . und will man den Rathsknechten empfehlen, die Antlit (Masken) abzuzerren." Es war dies die Nacht, die unter dem Namen Posselnacht (d. i. Polternacht) bekannt war.

Die Schüler, welche wir bis dahin Euch vorgeführt haben, waren vorzugsweise diejenigen, welche sich später den Studien widmen wollten. In was für Schulen waren aber diejenigen zu suchen, welche sich einem bürgerlichen Berufe zuwenden wollten? wo die Mädchen? Da sah es noch schlimmer aus. Die Sorge für den Unterricht dieser war der Privatthätigkeit überlassen, und deßwegen eröffneten hie und da in der Stadt „Lehrmeister" und „Lehrfrauen" für dergleichen Kinder Schulen. Die Lehrmeister trieben aber daneben gewöhnlich noch ein anderes Geschäft; manche waren Schreiber, d. h. sie schrieben um Geld Bücher ab und arbeiteten als solche oft mit Gesellen, andere beschäftigten sich mit Einbinden der Bücher, noch andere aber waren in so dürftigen Umständen, daß sie in der Klasse der Bettler aufgeführt werden. Dergleichen Lehrmeister hingen etwa an dem Hause, in welchem sie Schule hielten, ein Aushängeschild heraus, dessen Bilder und Schrift zum Besuche einluden. Zwei solcher von Hans Holbein 1516 gemalten Schilder könnt Ihr in der Gemäldesammlung unsers Museums sehen. Das eine stellt ein Lehrzimmer dar, in welchem Kinder mit Büchern in der Hand auf dem Boden gekauert sind, während der Lehrmeister, die Ruthe in der Hand, damals das Universalmittel des Unterrichts, an einem Pulte einen Knaben, dessen Frau in einer Ecke ein Mädchen unterrichtet. Oben ist die Inschrift zu lesen: „Wer jemandt hie, der gern wolt lernen dütsch „schriben und läsen uß dem allerkürtzisten grundt, den jeman erdenken kann, dodurch ein jeder, „der vor nit ein buchstaben kann, der mag kürtzlich und bald begriffen ein grundt, dodurch er „mag von ihm selbs lernen sin schuld uffschriben und läsen, und wer es nit gelernen kann, so „ungeschickt wäre, den will ich um nüt und vergeben gelert haben und ganz nüt von jm zu „lon nemmen, es syg, wer er will, burger oder handwerksgsellen, frouwen oder junkfrouwen,

„wer sin bedarff, der kumm har in, der wirt drülich gelert umb ein zimlichen lon, aber die „jungen knaben und meitlin noch der fronfasten, wie gewonheit ist. 1516."

Also Schreiben und Lesen, das waren die Fertigkeiten, welche man in solchen Schulen lernen konnte; dazu kam noch etwa auch das Rechnen. Das war aber viel schwerfälliger, als wie es jetzt getrieben wird; denn es waren die sogenannten arabischen Ziffern, mit denen wir jetzt so leicht rechnen, noch nicht im gewöhnlichen Leben im Gebrauch, sondern die schwerfälligen römischen. Um sich das Rechnen zu erleichtern, brauchte man theils das Rechenbrett, deren Ihr eines in der mittelalterlichen Sammlung sehen könnt, nebst den Rechenpfenningen, theils rechnete man mit der Feder oder dem Griffel. Jenes bezeichnete man mit dem Ausdruck: „auf der Linie", dieses „auf der Feder" rechnen. Manche rechneten aber auch mit den Fingern und brachten es in der Kunstfertigkeit, durch gewisse Stellungen der Finger die Zahlen zu bezeichnen, sehr weit. Wenn nun die verschiedenen Grundrechnungen eingeübt waren, so wurden sie auf das Leben angewandt und den Schülern zur Belohnung ihres Fleißes allerhand neckische Beispiele zum Auflösen vorgelegt. Eines derselben lautete beispielsweise also: „Ein Mann tritt in „eine Kirche, in der vier Altäre stehen. Er kommt zum ersten Altar und spricht: Herr Gott „vervierfache mir meine Pfenninge in meinem Beutel, und ich will dir die Hälfte geben. — „Dir sei's gewährt. — Vor dem zweiten Altar spricht er: Herr Gott, verdreifache mir meine „Pfenninge, und ich will dir die Hälfte geben. — Auch das sei dir gewährt. — Er kommt „zum dritten Altar: O Herr Gott, du hast mir Gutes gethan; ich gebe dir zwei Drittel aller „meiner Pfenninge; das letzte Drittel will ich behalten. Vor dem vierten Altar spricht er: O „Herr Gott, ich gebe dir die Hälfte aller meiner Pfenninge. Und wie er nun aus der Kirche „geht, hat er noch zwei Pfenninge im Beutel. Wie viel hat er in die Kirche gebracht?" — Rechnet's aus!

Blicken wir nun auf den Zustand unsers Schulwesens, wie er uns im fünfzehnten Jahrhundert entgegentritt, so sah es, wenn wir den Maßstab unsrer Zeit anlegen wollen, nicht erfreulich aus. Freilich machte Basel keine Ausnahme von andern Städten darin. Doch begann an einzelnen Orten schon ein neues Licht aufzugehen, eines nicht sehr weit von uns, drunten im Elsaß in Schlettstadt, wo Ludwig Dringenberg in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts eine Schule eröffnet hatte, in welche ein neuer Geist mit der Erklärung der klassischen Schriftsteller Roms einzog. Manche Väter in Basel schickten daher ihre Söhne, weil es in unsern niedern Schulen nicht sehr erfreulich aussah, wenn sie denselben eine bessere Bildung geben wollten, nach Schlettstadt, wie z. B. der gelehrte Druckerherr Amerbach, den Ihr bald näher kennen lernen sollt. Und kennten wir den Zustand der Schulbildung in unsrer Vaterstadt nicht von anderswoher, so würde uns schon die Schilderung des Aenea Silvio, des Dichters und Redners aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, kein gar glänzendes Bild vorhalten.

Er sagt von unsern Vorfahren: „Heiligenbilder verehren die Basler in sehr großer Zahl, um „die Wissenschaften kümmern sie sich wenig, von den heidnischen Schriftstellern haben sie keine „Kenntniß, so daß sie den Namen eines Cicero oder irgend eines andern Redners nie haben „nennen hören. Sie tragen auch kein Verlangen nach den Dichtern; die Grammatik und die „Dialectik sind es einzig, mit denen sie sich abgeben."

II.

So stand es mit dem Unterrichtswesen und der Gelehrsamkeit im fünfzehnten Jahrhundert. Doch ist damit nicht gesagt, daß es nicht einzelne gelehrte Männer gab, oder daß in Basel gar keine Liebe zu den Wissenschaften, freilich wie sie damals getrieben wurden, zu finden war. Noch ehe die Universität gegründet wurde, hielten Gelehrte, welche auf fremden Universitäten studiert hatten, öffentliche Disputationen über gelehrte Fragen. Und solche Männer waren es sicherlich, von denen ursprünglich der Gedanke ausging, in Basel eine Universität zu gründen, welcher dann in dem Bürgermeister Hans von Flachsland, dem unermüdlichen Stadtschreiber Konrad Künlin und Andern Anklang fand. Bei Andern walteten andere Beweggründe. Man sah, wie die Universitäten in Bologna, in Paris, in Heidelberg, in Wien Hunderte von Studenten herbeizogen, und dachte daran, daß die Errichtung einer Universität ein Mittel werden könnte, die seit dem Concil an Bewohnern und Vermögen heruntergekommene Stadt zu heben; Andere wollten, daß Basel nicht dem benachbarten Freiburg im Breisgau nachstehe, das schon 1457 eine Universität erhalten hatte. Noch Andere machten darauf aufmerksam, wie günstig die Lage der Stadt an den Grenzen mehrerer Länder sei, und hofften, daß diejenigen, welche hier studiert hätten, der Stadt anhänglich bleiben und ihr und ihren Bürgern später „Liebe und Tugend erweisen würden." Aengstliche Gemüther aber verhehlten sich und Andern nicht die Nachtheile, welche aus der Errichtung einer Universität dem Gemeinwesen erwachsen könnten; sie waren ängstlich der Kosten halber, welche dem gemeinen Gute verursacht würden, des Muthwillens der Studenten wegen, welcher manche Verdrießlichkeiten auch mit benachbarten Herren herbeiführen könnte. Man zog Sachverständige zu Rathe, wog das „Süße und das Saure" ab. Endlich gewann die Ansicht derjenigen die Oberhand, die da sagten, daß es einer tapferen Regierung wohl anstehe, „daß man kein gutes und besonders so großes, lobliches, „göttliches und gemeiner Christenheit tröstliches Gut um keinerlei zaghafter und menschlicher „Furcht willen unterwegen lasse, sondern ihm mit der Hilf Gottes nachgehe."

Nicht leicht schien eine Zeit günstiger, das Gewünschte zu erlangen, als die damalige. Aenea Silvio Piccolomini, welcher während des Concils längere Zeit in Basel sich aufgehalten und die Stadt lieb gewonnen hatte, wurde 1458 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den er

fortan unter dem Namen Pius II einnahm. Bald darauf wurde der Bürgermeister Hans von Flachsland abgeordnet, um den neugewählten Papst im Namen Basels zu beglückwünschen, und da er bei seiner Rückkehr rühmte, wie freundlich Pius gegen Basel gesinnt sei, und wie er sich gleichsam als Bürger dieser Stadt betrachte, so säumte man nicht länger, den Stadtschreiber Konrad Künlin mit dem schriftlichen Ansuchen an das Oberhaupt der Kirche abzuordnen, er möchte Basel das Privilegium ertheilen, eine Universität nach dem Muster der von Bologna zu errichten. Man durfte um so eher auf die Gewährung dieser Bitte hoffen, da derselbe noch als Aenea Silvio auf dem Concil zu Basel seine Liebe zur Wissenschaft als Dichter und Redner bethätigt und diese Liebe ihn auch nicht in seiner jetzigen hohen Stellung verlassen hatte. Er war ein eifriger Beförderer der neuerwachten Kenntniß und Nachahmung der klassischen Muster des Alterthums, oder wie man diese Richtung auch nannte, des Humanismus. Dem Ansuchen Künlins bahnten auch noch zwei hochgestellte geistliche Würdenträger aus der Umgebung des Papstes, an welche er empfohlen war, den Weg. Der eine derselben war Johann Wernher von Flachsland, der Bruder des Bürgermeisters. Künlin kehrte mit der Bewilligung zur Gründung einer Universität zurück, und mit Freuden vernahm der Rath dessen Berichterstattung. Es war alsdann am 10. Oktober 1459, daß beide Räthe einstimmig beschlossen, das Privilegium anzunehmen. Ein Dankschreiben, in welchem die lebhafte Freude über das Geschenk ausgedrückt ist, wird an den Papst abgeschickt und derselbe um Ausfertigung der Bulle gebeten. Den 12. November 1459 wurde dieselbe vom Papst Pius II ausgestellt, und nachdem noch manche Berathungen über die Frage, woher die Geldmittel für die Lehrer herzunehmen seien, die Räthe beschäftigt hatten, wurde beschlossen, am Tage des h. Ambrosius, des Lehrers und Bischofs, den 4. April 1460 die hohe Schule zu eröffnen.

An diesem Tage riefen die Glocken schon am frühen Morgen Geistliche und Weltliche, Männer und Frauen in das Münster. Zwischen sieben und acht Uhr ertönte vom vollzähligen Chor der Domherren und der übrigen Priester der feierliche Meßgesang. Vor dem Hochaltare erblickte man den Bischof von Veningen, wie er in vollem Ornate zur glücklichen Eröffnung die feierliche Messe celebrierte. Nach Vollendung derselben setzte er sich vor dem Hochaltar auf den Bischofsstuhl; vor ihn traten der Altbürgermeister Ritter von Flachsland, Ritter Peter Rot und vier andere Abgeordnete des Raths und ließen dem Bischofe durch den Stadtschreiber die päpstliche Bulle überreichen. Diese wurde dann durch den bischöflichen Notarius dem Volke vorgelesen und dann für eine Zeitlang an das Portal der Kirche angeheftet, worauf der Chor den feierlichen Gesang: Komm o heiliger Geist! begann. Hans von Flachsland und der Bischof erklärten alsdann die hohe Schule im Namen der heiligen Dreieinigkeit eröffnet. Der Bischof, durch die päpstliche Bulle zum Canzler der Universität ernannt, proclamierte darauf

als den ersten Rector derselben den greisen Domprobst von Basel, Georg von Andlow.*) Der Erwählte trat sofort vor den Bischof und leistete den Eid, daß er nach besten Kräften das Wohl der Universität fördern und deren Schaden abwenden wolle, und setzte sich dann an der Seite des Bischofs nieder. Es folgte der erhabene ambrosianische Lobgesang, worauf die Deputierten des Raths durch Hans von Flachsland erklären ließen, daß die Stadt die Universität in ihren Privilegien schützen und für deren Wohl nach Kräften sorgen werde.

Schon am folgenden Tage begannen die Vorlesungen und am 7. April zeigte der Rector durch eine Kundmachung an, daß die neu gegründete Universität ihre Thätigkeit bereits begonnen habe, und lud alle diejenigen zum Besuche derselben ein, welche die Perle der Wissenschaft zu erwerben wünschten. Schon im ersten Halbjahre schrieben sich als Mitglieder der Universität 120 ein.

Von da an hat Basel bis auf den heutigen Tag seine „Universität", seine „freie hohe Schule", seine „allgemeine Studienanstalt". Eine allgemeine Studienanstalt (studium generale, universale) hieß sie, weil auf derselben fortan alle Wissenschaften, die Gottesgelahrheit (Theologie), die Wissenschaft des geistlichen und weltlichen Rechtes (Jurisprudenz), die Arzneiwissenschaft (Medicin) und die sogenannten freien Künste (die philosophischen Wissenschaften) gelehrt wurden. Universität hieß eine solche Anstalt, weil die Mitglieder derselben, Lehrer und Schüler, eine gegliederte Gesammtheit, eine Corporation bildeten, welche gewisse Rechte und Freiheiten genoß und in gewisser Hinsicht im Staate einen besondern Gelehrtenstaat ausmachte; eine freie hohe Schule, weil deren Glieder gewisse Freiheiten vor den Bürgern der Stadt voraus hatten.

Um den Bau der Anstalt zu vollenden, wurden nun von Bürgermeister und Rath diese Freiheiten näher bestimmt. Es waren das die Freiheiten, welche von Päpsten, Kaisern und Königen auch den Universitäten zu Bologna, Paris, Köln, Heidelberg, Wien u. a. gegeben worden waren. Wir wollen Euch einige derselben vorführen. Alle Glieder der Universität, Lehrer und Schüler, und deren Diener hatten mit Hab und Gut sicheres Geleit, Schutz und Schirm der Stadt zu genießen. Jedermann war untersagt, dieselben durch Wort oder That zu beleidigen. Alle Universitätsangehörigen waren für ihre Habe und den Kauf ihrer Bedürfnisse von Zöllen und Steuern jeder Art frei und sollten bei Kauf und Miethe billig gehalten werden. Kein Beamteter der Stadt durfte ein Mitglied der Universität verhaften; das konnte nur der Rector thun. Eben derselbe hatte die Gerichtsbarkeit über die Universitätsangehörigen; ein angeklagter Student konnte nur von ihm beurtheilt werden. Die Juden, welche etwa die Studenten mit Wucher belästigten, sollten von der Stadt ferne gehalten werden; auf Bücher

*) Anm. Das Bild desselben befindet sich in unsrer Aula, beim Eintritte links oben das erste; das zweite, mit dem Purpurmantel bekleidete, stellt den Aenea Silvio Piccolomini noch als jüngern Mann dar.

Geld zu leihen oder solche den Studenten ohne Einwilligung des Rectors abzukaufen war verboten. Diese und ähnliche Freiheiten wurden den 28. Mai 1460 der Universität vom Rathe ertheilt.

Am Samstag vor Matthäi, den 20. September, wurde von der Treppe des Rathhauses verkündet, daß männiglich, er sei edel oder unedel, in beiden Städten am folgenden Sonntag des Morgens früh um neun Uhr sich auf Burg bei der großen Linde einfinden solle, wo man jährlich der Stadt Freiheiten vorlas, um die Freiheiten anzuhören, welche man der Universität gewährt habe, damit männiglich den Doctoren, Meistern und Studenten „Zucht und Ehre erweisen könne." Sonntags um halb neun Uhr begann die große Rathsglocke zu läuten und das Volk auf den Münsterplatz zu strömen. Um neun Uhr verlas man die Freiheiten der hohen Schule der Bürgerschaft und empfahl ihr an denselben festiglich zu halten. Dabei blieb es aber nicht. Jährlich wurden am Sonntag vor Johannis des Täufers Tag, an welchem man neue Häupter, Zunftmeister und Räthe setzte und die Freiheiten und Briefe der Stadt verlas, auch die Freiheiten der Universität verlesen. Sie bildeten fortan einen Theil des Stadtrechtes.

Hiemit war der Bau vollendet. Wir könnten Euch aber noch manches erzählen von den Sorgen, die der Rath gehabt hat, bis er wußte, woher er die Einkünfte für die Bezahlung der anzustellenden Lehrer nehmen sollte; denn der Rath war darauf bedacht, gleich anfangs berühmte Lehrer zu berufen, namentlich italienische Rechtslehrer; unter diesen befand sich sogar ein Graf Vicomerato aus Mailand. Eines aber müssen wir Euch doch noch sagen, daß die junge Anstalt bald auch unter der Bürgerschaft ihre Freunde und Wohlthäter fand. Eine fromme Frau, Margaretha Brand, genannt Lostörfin, wandte derselben in den ersten Jahren ihres Bestehens ein Vermächtniß zu, aus welchem ein Lehrer besoldet werden konnte.

Doch laßt uns aber lieber nach den Einrichtungen uns umsehen, auf welchen unsre Hochschule ruhte, und auf das Leben hinblicken, wie es sich in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts auf derselben gestaltete! — Der Rath hatte gleich anfangs, als es sich um die Stiftung der Universität handelte, einem Ausschusse, welche man „Boten" oder „Deputaten" nannte, und an deren Spitze ein Ritter stand, beauftragt, alle zu treffenden Anordnungen vorzuberathen. Diese Deputaten, anfangs sieben, später vier an der Zahl, blieben nun auch ferner die Behörde, welche die Anstellungen der Lehrer und die Angelegenheiten der Anstalt mit Zuziehung von Sachverständigen aus der Zahl der Professoren beriethen. Aehnlich wie der Rath durch die Deputaten die städtische Oberbehörde der Universität war, stand der Canzler derselben in der Person des Bischofs als die geistliche Aufsichtsbehörde da. Die ganze Körperschaft der Universitätsmitglieder bestand aus Lesenden, d. i. Lehrern (Doctoren und Magistern) und Studenten. Unter den Studenten aber sich blos Jünglinge zu denken, wie sie sich jetzt auf Universitäten befinden, wäre unstatthaft. Denn unter denselben befanden sich zu jener Zeit adeliche

Herren und Geistliche, welche vielleicht schon Chorherren an irgend einem Stifte waren, aber noch einzelne Wissenschaften studieren wollten; ja der Papst Pius II verordnete sogar zu Gunsten der Universität, daß dergleichen Geistliche, welche schon im Besitze von Pfründen waren, die Vergünstigung haben sollten, daß sie, wenn sie in Basel Lesende oder Studenten seien, ihre Einkünfte bis auf Weniges dennoch beziehen könnten. Noch mehr; ein und ebendieselbe Person konnte in einer Fakultät Magister und Lehrer, in einer andern Student sein.

An der Spitze der Universität stand ein Haupt, das den Namen Rector führte und halbjährlich gewählt wurde. An der Wahl nahmen die Lehrer und die Studenten Theil, ja die italienischen Lehrer hätten es gerne gesehen, wenn durch die Studenten allein, wie es in Italien z. B. in Bologna Sitte war, gewählt worden wäre. Zu einem Rector konnte auch ein Student gewählt werden, ja eine Zeitlang mußte sogar je das zweite Mal die Wahl auf einen solchen fallen; aber zuletzt gewann die deutsche Sitte über die italienische die Oberhand, und es konnte nur ein Doctor oder Magister dazu gewählt werden. Die Stelle eines Rectors der Universität gehörte unter die höchsten Ehrenstellen, und die Wahl desselben sollte in den ersten Zeiten nicht blos ein Ereigniß für die Anstalt, sondern auch für die ganze Stadt sein. Sie ging daher mit einem gewissen Pompe von statten, für welchen namentlich die italienischen Lehrer eingenommen waren. Die Wahl sollte in der Peterskirche vor sich gehen. Berittene, voran Trompeter und Pfeifer, sollten in der ganzen Stadt die getroffene Wahl verkünden. Darauf sollte der Gewählte in feierlicher Procession aus seiner Wohnung unter Begleitung von Musik in die St. Peterskirche abgeholt werden; zugleich wird ihm auf einem Stabe das scharlachene Barret, das Abzeichen seiner Würde, vorangetragen. In der Kirche angekommen, wird ihm, nachdem er auf erhöhter Estrade Platz genommen, von einem Magister eine Lobrede gehalten und das scharlachene Barret aufgesetzt, das silberne Scepter, welches der Rath hatte machen lassen, und das jetzt noch bei feierlichen Anlässen den Universitätsangehörigen vorgetragen wird, als Zeichen seiner Richtergewalt ihm übergeben. Erschien der Rector während seines Amtes öffentlich, in der Kirche oder bei Processionen, so war er mit jenem auf Kosten der Universität verfertigten rothen Barret und einem scharlachenen Mantel angethan, und ging er aus, so begleiteten ihn zwei Diener.

Und nun die Studenten! Das Leben derselben war von dem der jetzigen Zeit in mancher Hinsicht verschieden. Es war nämlich damals Sitte und durch die Gesetze geboten, daß dieselben und vor allem diejenigen, welche die sogenannten freien Künste studierten oder, wie man sagte, Artisten waren, nicht in Privathäusern, sondern in sogenannten „Bursen" wohnten. Die Aufsicht über diese jungen Leute und die Leitung ihrer Studien hatte ein Magister, welcher wegen dieses Amtes Rector der Burse oder etwa auch Probst hieß. Die in einer Burse zusammen wohnenden Studenten hießen Bursarier, woraus das deutsche Wort „Bursche" entstanden ist.

Für die Beköstigung zahlte jeder Bursarier wöchentlich 2 Schilling in die gemeinsame Kasse, die Burse. Natürlich wurde darauf gesehen, daß in diesen Bursen Zucht und Ordnung herrschte. Liederliches Leben, das Tragen von Waffen, das Spielen, das Tragen von Kleidern, die vorn auf der Brust und auf den Seiten offen waren und dadurch den Anstand verletzten, das Tragen von Schuhen mit langen Schnäbeln, das Einhergehen mit Falken, Sperbern und andern Vögeln, wie das etwa namentlich bei Adelichen vorkam, war verboten; verpönt war es auch helltönende Instrumente zu spielen, durch welche die Stille des Hauses gestört wurde. Wenn sich die Bursarier auf der Straße sehen ließen, so sollten sie eine Art Capuze tragen oder Mäntel, an denen eine mit einem weit herabhangenden Zipfel versehene Kappe angebracht war. Bei Tische, oder wo sie beisammen waren, durfte nur lateinisch gesprochen werden. Vom Rector der Burse war immer ein Bursarier bestellt, der, ohne den andern als solcher bekannt zu sein, diejenigen dem Rector verzeigte, welche deutsch gesprochen hatten. Man nannte diesen den „Wolf." Geldbußen, Entziehung des Fleisches, zuletzt Ausstoßung waren die Strafen für diejenigen, welche gegen die Ordnung sich verfehlten. Von einer Burse in eine andere ohne besondere Erlaubniß überzutreten war nicht erlaubt. Wöchentlich visitierte der Rector der Burse die einzelnen Zimmer und forderte von den Bursariern Rechenschaft über ihre Ausgaben, und überdieß lag es auch dem Rector der Universität ob, Besuche in den Bursen zu machen. Dergleichen Bursen waren noch im fünfzehnten Jahrhundert sieben in unsrer Vaterstadt. Eine von diesen errichtete der Rath auf seine Kosten; er kaufte nämlich den Hof der Zibole am Rheinsprunge (d. i. das jetzige Universitätsgebäude). Früher war es das Haus der berühmten Baslerfamilie Schaler, später kam es in den Besitz des Oberstzunftmeisters Jakob Zibol, dessen Schwiegertochter Vyolin von Ratperg, die Gattin Burchards Zibol, nach dem Tode ihres Gemahls (1460) es dem Rathe für 900 Gulden verkaufte. Sie selber zog sich nach dem Tode ihres Sohnes von der Welt zurück und lebte fortan in einem kleinen Häuschen beim Steinenkloster, dem Dienste Gottes und der Wohlthätigkeit ganz sich weihend. Dieser Zibolerhof wurde nun zu einer Burse hergerichtet und zugleich auch mit Räumen versehen, in welchen Vorlesungen und Disputationen gehalten werden konnten. Dieses Haus führte auch den Namen „Collegium." Eine andere Burse, die Löwenburse genannt, befand sich im Seidenhofe; sie war vorzugsweise der Aufenthaltsort der Niederländer; eine dritte bei Eglolfs Thor auf der Lys (beim Ausgang auf den jetzigen Holbeinsplatz); sie hieß die Pariserburse, weil auf eine Zeit mit einem Lehrer von Paris eine Anzahl Studenten hieher kamen und dort Wohnung nahmen. Sie vertauschte später wahrscheinlich ihren Namen und hieß Engelsburse. Neben diesen gab es noch eine Heidelbergerburse, in welcher vorzugsweise die von Heidelberg gekommenen Studenten wohnten, ferner eine des Arztes Peter und eine Burse eines gewissen Hieronymus.

Wenn nun die Schüler aus den niedern Schulen zur Universität übertraten, so geschah

dieß unter allerhand possierlichen Gebräuchen. Der Schüler, welcher zum Studenten gemacht werden wollte, trat in das Zimmer, wo Studenten und Magister versammelt waren. „Was ist das für ein abscheulicher Gestank in diesem Zimmer?" begann einer aus der Zahl der Studenten zu rufen. „Es ist ein Schüler da, der noch in dem Koth seiner Sünden steckt." „Holt ihn hervor!" Der zaghafte Junge wird unsanft hervorgeholt; Sägen, Aexte, Höbel werden herbeigebracht. Vorerst muß der Junge die Sünden beichten, welche er als Schüler und Bachant sich hatte zu Schulden kommen lassen; dann wird er auf eine Bank gelegt, mit hölzernen Aexten behauen, mit Höbeln gehobelt, mit Scheeren geschoren, Hörner, die man ihm an den Kopf hält, werden weggesägt, alles zum Zeichen, daß jetzt jedes kindische Wesen und jede Rohheit abgelegt sein soll. Man nannte daher auch diese Ceremonie das Deponieren. Den Beschluß machte ein Gelage, das der auf diese Weise zum Mitglied der Universität Aufgenommene und zum Genuß der Universitätsprivilegien Zugelassene den Studenten und Magistern bezahlen mußte.

Und nun ging es an's Studium. Zuerst wurden die Studenten in den sogenannten sieben freien Künsten unterrichtet (sie hießen dann Artisten) und hatten verschiedene Stufen zu durchlaufen; zuerst wurden sie Baccalaureen, bis sie zuletzt den höchsten Grad erreichten, d. h. Magister wurden. Während man in frühern Jahrhunderten die jungen Leute noch an den mustergültigen Schriften der Römer herangebildet hatte, war jetzt — und das hatte man vorzüglich den Bettelorden, den Dominikanern und Franziskanern, zu verdanken — der wissenschaftliche Unterricht zu einem dürren grammatischen Wuste zusammengeschrumpft und zu einem Eintrichtern althergebrachter Sätze und Erklärungen aus verschrobenen Lehrbüchern herabgesunken. Der Kern der Sache ging in dem unnützen Beiwerk zu Grunde. Ein Verlassen dieses althergebrachten Geleises war verpönt. Die meisten Wissenschaften, die Grammatik, selbst die Rechnungskunst wurde den Schülern in barbarisch lateinischen Versen beigebracht. Eine ähnliche Richtung herrschte in der Gottesgelahrtheit. Die Bibel trat ganz in den Hintergrund; sie in der Ursprache lesen und erklären zu können, gehörte unter die größten Seltenheiten. Hingegen beschäftigte man sich um so mehr mit den Büchern der sogenannten Scholastiker, welche die Lehrsätze der Kirche zusammenstellten und sie mit einer Menge der subtilsten Grübeleien und unfruchtbarsten Spitzfindigkeiten ausstaffierten, und das alles in einer barbarisch lateinischen Sprache. Auf der guten Muttersprache lag der Bann. Und nicht besser sah es in der Rechtswissenschaft und der Arzneiwissenschaft aus. Statt die Natur zu studieren, quälten sich die studierenden Mediciner mit den dickleibigen Erklärungen veralteter Lehrbücher. Darum sagte Luther in seinem Ingrimme: „Ja was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bis„her, denn nur Esel, Klötze und Blöche werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernet „und hat weder Lateinisch noch Deutsch gewußt.... Weß ist die Schuld? Es sind keine „andern Bücher vorhanden gewesen, dann solche tolle Mönch- und Sophistenbücher." Der Un-

terricht in diesen Wissenschaften wurde noch um so schwieriger und schleppender, weil lange nicht alle Schüler ein Exemplar des zu erklärenden Buches besaßen, und ihnen daher dasselbe zuerst dictiert werden mußte. Denn auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst waren die gedruckten Bücher noch lange theuer, so daß nicht jeder Student sich dieselben anschaffen konnte; verordnete ja unsre Universität noch in den Siebzigerjahren, daß doch wenigstens je drei Studenten ein Buch haben sollten.

Außer dem Unterrichte, der von den Rectoren der Bursen und den vom Rathe angestellten Professoren gegeben wurde, bildeten die Disputationen einen wichtigen Theil der Studien; diese wurden wöchentlich unter Studenten und Magistern abgehalten. Wer durch Gewandtheit in Handhabung des Gelernten von seinem Gegner sich nicht beikommen ließ oder durch geschickte Schlüsse denselben fing, der erntete den Beifall der Zuhörerschaft. Ueber die trockensten Dinge konnte man lange, lange und mit Leidenschaftlichkeit disputieren; hielt man es doch z. B. in Paris für rathsam, die Disputierenden durch eine Bretterwand zu trennen, damit sie einander nicht in die Haare gerathen konnten. Solche Disputationen waren auch das unerläßliche Erforderniß für jeden, der irgend einen akademischen Grad erlangen wollte. Der höchste Grad war bei den Artisten die Magisterwürde, in den andern Fakultäten die Doctorwürde.

Was dem innern Gehalte der Studien abging, das suchte man bei Erlangung dieser Würden durch äußern Prunk zu ersetzen. Besonders waren es die Italiener, welche Liebhaber desselben waren. Wir wollen Euch beispielsweise erzählen, wie Bonifacius von Gambarossa aus Alessandria im Jahr 1463 seine Promotion zum Doctor der Rechte feierte. Nachdem das Examen bestanden war, ritt er, begleitet von Trompetern, durch die Stadt und lud zu der in der Münsterkirche abzuhaltenden Feierlichkeit den Bischof, die höhern geistlichen Würdeträger, Bürgermeister und Oberstzunftmeister und die Rathsherren ein. Die Geladenen bewirthete er mit Confect, mit drei Sorten Wein, nämlich mit Hypocras, mit italienischem Wein und gutem Rothwein. Dann bewegte sich der feierliche Zug in das Münster, voran der Rector der Universität, die Doctoren und Magister, denen junge Studenten Bücher vorantrugen. Nach mehreren Wechselreden, in welche oft auch Späße eingemischt wurden, ertheilte der Rector dem zu ernennenden Doctor unter Segenswünschen die Abzeichen der Doctorwürde, den Doctorhut, einen Ring, ein geschlossenes Buch. Dem Bischof, den höhern geistlichen Würdeträgern, dem Rector und den Doctoren hatte der neue Doctor einem jeden ein doppeltes braunes oder schwarzes Barret zu geben, den weltlichen Beamten zehn einfache, den Domherren und Rathsherren Handschuhe, und zuletzt wurde noch eine Anzahl Handschuhpaare in der Kirche unter das übrige Geleite geworfen. Der Pedell erhielt ein Kleid. Damit war aber die Ceremonie noch nicht zu Ende. Nachdem die Gäste an reichlicher Tafel bewirthet worden waren, bestiegen sie die vorgeführten Pferde und ritten auf den Münsterplatz, um einem Turniere beizuwohnen, welches der neue

Doctor veranstaltet hatte; als Zuschauerinen erschienen auch eingeladen adeliche Frauen. Diese vertheilten an die Sieger im Turniere die in Schwert und Ring bestehenden Preise, während unter die Zuschauerschaft Confect und Wein vertheilt wurde. Endlich wurden die Frauen unter Danksagung für die dem neuen Doctor durch ihre Anwesenheit erwiesene Ehre mit vergoldeten Ringen beschenkt. — Wenn es auch nicht bei allen Doctorpromotionen auf diese Weise herging, so zogen doch immer dieselben die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft und selbst des Rathes auf sich. Hie und da ehrte derselbe einen solchen Doctor mit Geschenken; dem zum Doctor promovierten Johann Matthias Gengenbach verehrte er z. B. ein Faß Wein, einem Doctor zu Predigern sogar ein halbes Fuder.

Dieß einige Züge aus dem Leben, wie es in den ersten Jahrzehnten auf unsrer Universität anzutreffen war, und wie es eben auch auf andern Universitäten der damaligen Zeit wiederkehrte. Es waren dieß die Züge desjenigen Gesichts, das der Vergangenheit, der althergebrachten mittelalterlichen Bildung zugekehrt war. Aber wie ein Janusbild hatte damals unsre Universität ein zweites Antlitz, mit dem sie mit lieblicherem Blicke der Zukunft zugewandt war, und in dieser Hinsicht zeichnete sie sich vor vielen andern Anstalten der Art aus. — In Italien war ein Licht aufgegangen, welches in das allmälig zusammengeschrumpfte Geistesleben einen neuen Odem zu hauchen geeignet war. Im vierzehnten Jahrhundert schon hatten Petrarca und dessen Freund Boccaccio und Andere die in Vergessenheit gerathenen Schriften der alten Römer, der Dichter und Prosaiker, wieder zu Ehren gezogen und in ihnen die Quelle eines lebendigern Wissens und eines edlern Geschmackes gefunden. In Italien nannte man die Männer, welche dieser Richtung folgten und in Wort und Schrift jene alten Muster nachahmten, Poeten (Dichter) und Oratoren (Redner). Unser Aenea Silvio Piccolomini gehörte selbst dieser Richtung an, nannte sich Poet und war einer der Wenigen, welche auf dem Baslerconcil diese Richtung vertraten. Wer die Schriften dieser Männer liest, dem weht ein ganz anderer Geist entgegen, als aus denjenigen, welche der althergebrachten, zunftmäßigen Form angehörten, wie sie dießseits der Alpen seit Jahrhunderten gäng und gäbe war. Dazu kam noch ein anderes geschichtliches Ereigniß, das für die Bildung des Abendlandes von unberechenbaren Folgen war, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahr 1453. Manche gelehrte Griechen verließen damals ihre Heimath, wanderten nach Italien aus und verpflanzten die Schätze der verschollenen griechischen Schriften auf italienischen Boden. Ueber die Alpen kamen nur wenige dieser Griechen. Unter die wenigen Städte, welche sich der Anwesenheit derselben zu erfreuen hatten, gehörte unser Basel, wo der Grieche Andronikus Kontoblakas einige Jahre hindurch seinen Wohnsitz hatte.

Unsrer Vaterstadt gebührt die Ehre, auch für diese eine neue Zeit in der Wissenschaft und in der Kirche, wenn auch nur allmälig, herbeiführende Richtung neben Erfurt in erster Linie

gestanden zu haben. Es war das die sogenannte humanistische Richtung, welche der Reformation den Weg bahnte. Und Basel hatte um so mehr die Pflicht, diese Richtung zu begünstigen, da ja der Gründer der Universität, der Papst Pius II, selbst dieser Richtung angehörte. Der Rath stellte nämlich gleich von Anfang an sogenannte Poeten und Oratoren an, d. h. Gelehrte, welche als Lehrer der Dicht- und Redekunst die altrömischen Schriften erklärten, einige darunter, welche auch Griechisch lehrten, und unter diesen treffen wir auch Italiener an. Wie es aber immer geschieht, diejenigen, welche ihr Lebenlang ein Geschäft in einem althergebrachten Geleise betrieben haben, sind hereinbrechenden Neuerungen nicht hold. Und so sahen auch die Lehrer alten Styls die neuen Poeten und Oratoren mit argwöhnischen Augen an; sie schlossen wenigstens die Lehrgegenstände dieser Oratoren von den zunftmäßigen Wissenschaften aus, welche für die Erlangung eines akademischen Grades etwas zu bedeuten hatten. Und wenn nun einer gar noch Griechisch lehrte, so lud er schon den Haß der Gottesgelehrten deßwegen auf sich, weil sie fürchteten, es möchten mit der ihnen unbekannten griechischen Sprache auch die Ketzereien der griechischen Kirche sich einnisten.

Wenden wir einige Augenblicke diesem in unsrer Vaterstadt aufsprossenden Schosse einer neuen Bildung, unter dessen sich allmälig ausbreitender Krone der alte Baum der Schulweisheit später dahinserbte, unsere Blicke zu, und lassen wir uns die Gestalten einiger Männer vorführen, welche in unsern Mauern noch im fünfzehnten Jahrhundert die Träger dieser neuen Bildung in Basel waren.

Einer derselben war Heynlin von Stein (Johannes à Lapide). Dieser, aus Schwaben stammend, kam im Jahr 1464 nach Basel, blieb hier bis 1466, wählte dann wieder 1474 bis 1478 unsre Stadt zu seinem Aufenthalte und siedelte sich dann zuletzt 1484 bleibend bis zu seinem 1496 erfolgten Tode hier an. Heynlin von Stein, in den damals an der Tagesordnung befindlichen Schulwissenschaften wie nicht leicht Einer bewandert, war zugleich von der Begeisterung für das damals sich neu erschließende Alterthum erfüllt, und mit durchdringendem Verstande und rednerischem Talente begabt, hatte er in Paris Vorlesungen über die Schriften der Alten gehalten und war so ausgezeichnet, daß ihm, einem Deutschen, die hohe Würde eines Rectors der Pariseruniversität übertragen wurde. Seine Ankunft in Basel brachte auf unsrer Universität, auf welcher bereits schon Zwiespalt war, eine noch größere Bewegung hervor. Damals bestand nämlich unter Professoren und Studenten der Universitäten eine auf gewissen Abweichungen der Lehre beruhende, tief greifende Spaltung. Die eine Partei nannte sich Realisten, die andere Nominalisten. Ein Haupt der einen Partei (der Realisten) war Heynlin von Stein. Dieser war 1464 von Paris ausgewandert und hatte eine Anzahl von Studenten mit sich gebracht, die in jener früher genannten Pariserburse beim Eglolfsthor ihren Wohnsitz aufschlugen. Von da an war die Spaltung unter unsern Universitätsangehörigen so groß, daß jede Partei der sogenann-

ten Artisten ihren eigenen Vorsteher (Dekan) wählte, bis 1492 eine Vereinigung statt fand. Während der Zeit des Zwiespaltes hielt man es sogar für rathsam, die Hörsäale der beiden Parteien von einander zu trennen, damit um so weniger Anlaß zu ärgerlichen Auftritten gegeben würde. Heynlin wandte sich aber während seines zweiten und seines letzten Aufenthaltes in Basel mehr dem praktischen Berufe eines Geistlichen zu. Nur kurze Zeit noch lehrte er von 1478 an auf der das Jahr vorher gegründeten Universität in Tübingen, wurde dann vom Rathe nach Bern im April 1480 als Leutpriester berufen. Hier war es, wo er gegen die in Folge der burgundischen Kriege eingerissene Sittenverderbniß als Prediger auftrat und für die Jugend durch Schulunterricht zu sorgen bemüht war. Durch seinen unablässigen Eifer setzte er es beim Rathe zu Bern durch, daß in einem Hause, in welchem bis damals die Lust der Welt ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, eine Schule errichtet wurde. Doch in Bern war Heynlins Bleiben auch nicht von langer Dauer. Im Jahr 1484 wurde er zum Chorherrn und Prediger an unserm Münster gewählt. Noch sind fünf Bände seiner Predigten vorhanden, die er in hiesigen Kirchen und anderwärts gehalten hat. Endlich kam ihn, nachdem ihn das Gefühl beschlichen hatte, daß er mit Lehren, Disputieren und Predigen doch nicht das Heil seiner Seele schaffen möge, die Sehnsucht nach der Stille und dem beschaulichen Leben eines Klosters an. Am Mariä Himmelfahrtstage, 15. August 1487, hielt er im Münster seine Abschiedspredigt und trat dann denselben Weg an, den am Pfingsttag desselben Jahres der jugendliche, reiche Tschekapürlin angetreten hatte — er ging ins hiesige Karthäuserkloster. Ihm machte der Junker Brandolf von Stein aus Bern den Vorwurf, „er hätte nützer mit Predigen „mögen sein.“ Dem entgegnete Johannes, „wenn er zwo Seelen hätte, wollte er genug die „eine an gute Gesellen gewagt haben.“ Dem Kloster fielen nebst seinen Kostbarkeiten seine Bücher, 233 gebundene und 50 ungebundene, zu, von denen noch viele auf unsrer öffentlichen Bibliothek zu finden sind. Er hatte auf dieselben tausend Goldgulden verwendet. Es war eine sehr schöne Sammlung von Handschriften und Drucken, welche Heynlin mit größter Sorgfalt behandelt, in Kapitel eingetheilt und mit schönen Anfangsbuchstaben (Initialen) geschmückt hatte, so daß oft die hiesigen Buchdrucker diese Bücher sich zum Muster für ihre Drucke geben ließen. Unter der Strenge der Regel des Klosterlebens, von der ihm der Prior, Jakob Louber, nicht das Geringste erließ, lebte Heynlin noch neun Jahre. Als Prediger und noch im Kloster war er der Mittelpunkt in dem Kreise von Männern gewesen, welche, von dem neuen Geiste des Humanismus beseelt, durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit unsrer Universität und unsrer Vaterstadt die größte Ehre brachten. Die Universität oder doch wenigstens der größere Theil der Doctoren kam beim Prior mit dem Ansuchen ein, daß dem Verstorbenen an einem besondern Platze das Grab bereitet, und daß dasselbe mit einem Denkmal, würdig eines Doctors der Theologie, geziert werden möchte; des Verstorbenen Freund, Sebastian Brant, wollte es auf

seine eigenen Kosten errichten lassen. Der strenge Prior Louber wies das Ansuchen von der Hand mit den Worten: „Es ziemt sich nicht, daß Einer, der während seines Lebens schon der Welt abgestorben ist, nach seinem Tode im Angesichte der Menschen fortlebe!"

In jenen um Heynlin sich sammelnden Kreis gehörte auch Johannes Reuchlin von Pforzheim (geb. 1455). Von armen Aeltern geboren (sein Vater war ein Bote), hatte er als Begleiter des Markgrafen Friedrich in Paris studiert und das Glück gehabt, unsers Heynlins von Stein Unterricht zu genießen und eine geläuterte lateinische Sprache zu lernen und von dem Griechen Hermonymus von Sparta in die griechische Litteratur eingeführt zu werden. Von Haus aus arm, gewann er durch Abschreiben vorzüglich griechischer Schriften seinen Lebensunterhalt; denn er zeichnete sich durch eine schöne griechische Handschrift, die er von jenem Hermonymus gelernt hatte, aus. Dadurch erübrigte er sich auch Geld zur Anschaffung von Büchern. Basel, in welches er sich 1474 übersiedelte, gereichte ihm zum besondern Segen. Hier traf er den Griechen Andronikus Kontoblakas an, der ihn in der griechischen Litteratur so weit förderte, daß er bald an die Abfassung einer griechischen Grammatik Hand anlegen konnte. Um dieselbe Zeit hielt sich in Basel ein Mann auf, der, Schüler von Thomas a Kempis, als ein Vorkämpfer der Reformation angesehen werden kann; es war Johannes Wessel von Gansfort. Von diesem väterlichen Freunde, den er als solchen schon in Paris kennen gelernt hatte, aufgemuntert, setzte Reuchlin in Basel seine humanistischen Studien fort. Es war ihm Basel für seine Studien um so erwünschter, da in dem Dominikanerkloster sich manche Bücher der griechischen Schriftsteller vorfanden, die einst der Cardinal Johannes de Ragusio während des Baslerconcils von Constantinopel hieher gebracht und diesem Kloster bei seinem Tode hinterlassen hatte. Griechische Schriften aber gehörten zu jener Zeit zu den Seltenheiten. Diese Schriften jenes Cardinals sind jetzt noch ein Besitzthum unsrer öffentlichen Bibliothek, um die uns manche größere Bibliothek beneiden kann. Von diesem Johannes Wessel lernte Reuchlin in Basel auch die hebräische Sprache, deren Studium er so weit fortführte, daß er später eine hebräische Grammatik schrieb, die erste für diese Sprache, und dadurch der Begründer des Studiums des alten Testaments wurde. Wessel führte ihn aber auch in das Studium der Bibel ein. Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und er sah, auf was für Abwegen sich die Lehrer der Gottesgelahrtheit auf den Universitäten befanden. Aber weit entfernt, dadurch etwa zu frivoler Denkungsart verleitet zu werden, redete er immer wahrer Frömmigkeit und reiner Sittlichkeit das Wort. Den oben erwähnten Hieronymus Tschekapürlin, welcher einst sein Schüler gewesen war, lobte er in einem Briefe, daß er, nachdem er zu Paris und Orleans den Freuden der Welt sich hingegeben hatte, nun umgekehrt und in die Einsamkeit und das fromme Leben der Karthause eingetreten sei.

Seine Thätigkeit und seine Studien kamen aber auch Andern zu Gute. Während seines

Aufenthaltes in Basel hielt er nämlich auch Vorlesungen über die lateinische und griechische Sprache und deren Schriften. Wer jetzt eine fremde Sprache erlernen will, dem stehen Grammatiken und Wörterbücher zu Gebote. Damals war es noch nicht so; für die lateinische Sprache gab es noch keine gedruckten Wörterbücher, für die griechische keine gedruckte Grammatik, kein Wörterbuch. Unserm Reuchlin und dem später vorzuführenden Basler Druckerherrn Johannes Amerbach hat man das erste gedruckte lateinische Lexikon zu verdanken. Reuchlin sah ein, auf was für Abwegen die althergebrachte Unterrichtsweise auf der Universität sich befand, und er machte kein Hehl daraus. Seine Vorlesungen waren die besuchtesten. Daher Neid und Mißgunst von Seite der Lehrer der alten Schule. „Die am Alten klebenden Anhänger der Schul„weisheit, schreibt Reuchlin, rümpfen die Nase und schreien auf lächerliche Weise, wir trieben „Dinge, die mit der römischen Frömmigkeit nicht vereinbar seien; denn die Griechen seien Ab„trünnige, und dennoch wagten wir ihre Lehre auszubreiten, obgleich sie von den Kirchengesetzen „verboten sei." Doch diese Herren konnten den Reuchlin nicht heruntersetzen; seine edle Gesinnung, seine Frömmigkeit, sein Streben, die reine Gotteserkenntniß zu fördern, sein heiterer Sinn, sein frischer Muth gewannen ihm die Herzen aller seiner Schüler. Basel wurde durch Reuchlins Aufenthalt daselbst von 1474 bis 1478 der erste Posten, von dem aus das Studium der griechischen Sprache und der Humanismus überhaupt in Deutschland verbreitet wurde. Von seinem Streben, den Dunkelmännern entgegenzutreten, ließ er sein ganzes Leben nicht ab, obgleich es ihm später manche bittere Stunde und manche Gefahr bereitete. Unsre Vaterstadt hatte noch später die Früchte seiner Lehrthätigkeit zu genießen; denn Reuchlins Schüler war in Stuttgart auch unser Reformator Oekolampad. Reuchlins Name war überall ein gefeierter; man erblickte in ihm den Begründer des Studiums der griechischen Sprache, den Begründer der klassischen Studien überhaupt und den Wiederhersteller der Bibelkenntniß in deutschen Landen. Noch lange behielt ihn unsre Vaterstadt in theurem Andenken. Als er 1510 wieder einmal Basel besuchte und sein Absteigequartier im Karthäuserkloster jenseits des Rheines nahm, ließ ihm der Rath durch eine Abordnung aus seiner Mitte Gesellschaft leisten und wies Geld an, um zu dem dem Gefeierten zu Ehren veranstalteten Mahle Fische zu kaufen. In was für einem Verhältnisse Reuchlin zur später eintretenden Reformation stand, zeigt die stumme Comödie, welche 1530 mehrere Unbekannte vor Kaiser Karl V aufführten. Reuchlin bringt gerade und krumme Stäbe und legt sie hin; darauf erscheint Erasmus und sucht die krummen gerade zu machen; wie das aber nicht gehen will, entfernt er sich kopfschüttelnd. Endlich tritt Luther auf und übergibt die krummen dem Feuer.

Der dritte Mann, der im Geiste des neuen Aufschwunges der Bildung bei uns Großes leistete, war der Strasburger Sebastian Brant. Von armen Aeltern abstammend, hatte er bis zum sechszehnten Altersjahre die Schule zu Schlettstadt besucht, wo der Westphale Ludwig

Dringenberg bereits eine neue Bahn des Unterrichts eingeschlagen hatte. Im Jahr 1475 kam er, schon ein Feind des mittelalterlichen Schulschlendrians, nach Basel, um seine Studien fortzusetzen. Hier fand er den Reuchlin, der sein Lehrer im Griechischen wurde. Das Verhältniß zwischen beiden wurde ein so inniges, daß Brant den Reuchlin seinen Bruder nannte. Später begann er das Studium der Rechte. Da er nicht vermöglich war, so suchte er seinen Lebensunterhalt durch Dienste zu gewinnen, mit denen er als Gelehrter und Corrector die Druckerherren zu Basel bei der Herausgabe namentlich römischer Klassiker und juridischer Schriften unterstützte. Brants Thätigkeit war, vorzüglich seitdem Heynlin und Reuchlin nicht mehr in Basel waren, dabei eine so gesuchte, daß er bei einer großen Zahl der zwischen 1475 und 1500 hier gedruckten Werke betheiligt war und die Druckerherren einen großen Werth darauf setzten, Brants Namen für ihre Ausgaben zu gewinnen. Von religiösem oft bis ans Abergläubische streifendem Sinn durchdrungen, gewann er durch seine dichterischen Erzeugnisse in lateinischer und deutscher Sprache, die größtentheils einen sittlichen Zweck hatten, viele Gönner. Eben so große Verdienste erwarb er sich um die studierende Jugend und um die Pflege des neu erwachenden Geistes als Erklärer der Schriften des klassischen Alterthums und als Dichter. Er wußte hier seine Schüler so an sich zu fesseln, daß die Anhänger der alten Schulweisheit auch ihn mit neidischen Augen ansahen und sogar durch anonyme Schreiben ihn in das alte Geleise zurückzuführen suchten. Vergebens; im Gegentheil, er geißelt das unfruchtbare Zeug, mit dem die Lehrer alten Styls die Jugend noch plagten. Er sagt:

Die Jugend acht't all Kunst gar klein;
Sie lernen lieber jetzt allein,
Was unnütz und nicht fruchtbar ist.
Das selb den Meistern auch gebrüst, [fehlt]
Daß sie der rechten Kunst nicht achten,
Unnütz Geschwätz allein betrachten

Und nachdem er einige der spitzfindigen Fragen, über die man zu disputieren pflegte, hingestellt hat, fährt er fort:

Solch' Lehr' ist jetzt der Schulen Kauf.
Sind das nicht Narren und ganz dumm,
Die Tag und Nacht geh'n damit um
Und kreuzigen sich und ander Lüt;
Kein bessere Kunst achten sie nüt.

Mit seinem geistesverwandten Heynlin von Stein stand Brant in einem so vertraulichen Verhältnisse, daß er der einzige außerhalb des Klosters Lebende war, der an das Todbett seines im Karthäuserkloster sterbenden Freundes treten durfte (1496). Was aber seinen Namen weit

über die Grenzen unsers Vaterlandes trug, waren seine Gedichte, lateinische, in denen er die klassische Form der alten römischen nachahmte, und unter seinen deutschen namentlich sein in Basel gedichtetes „Narrenschiff". In demselben führt er die Thorheiten und Laster der Menschen, wie dieselben sich in den verschiedensten Formen zeigten, in 112 Bildern vor und versetzt die mit denselben Behafteten nach einem im Mittelalter häufig gebrauchten Bilde in ein Schiff, das nach Narragonien fährt. Und wie er auch des Zeichnens kundig war, so war er auch thätig bei Entwerfung der Bilder, welche seine Narren darstellten, und ließ sie, in Holz geschnitten, den einzelnen Abschnitten vordrucken. Wir haben in diesem Gedichte die Darstellung der Sitten jener Zeit, eine Darstellung, die uns Basler um so mehr ansprechen muß, weil das Leben unsrer Vaterstadt ihm vielfachen Stoff dazu gegeben hat und deßwegen in dem Gedichte manche Beziehungen auf dieselbe zu finden sind. Das Gedicht, wenn auch ohne poetischen Schwung, fand damals so vielen Beifall, daß es in das Lateinische und in vier lebende Sprachen Europas übersetzt wurde und Brants Freund, Geiler von Kaisersberg, der 1471 bis 1476 auch in Basel studierte und lehrte und ebenfalls dem Kreise jener um Heynlin sich sammelnden Männer angehörte, in den Jahren 1498 und 1499 als gewaltiger Prediger an dem hohen Stift zu Strasburg fünf Vierteljahre lang fast an allen Sonn- und Festtagen über die verschiedenen Abschnitte des Narrenschiffs predigte. Sebastian Brant wurde von seiner Vaterstadt zum Stadtschreiber erwählt und verließ Basel im Jahr 1501. Mit seinem Weggang war der Kreis jener Männer aufgelöst, die in Basel die Stützen und Träger des neuen geistigen Aufschwungs oder des Humanismus in seiner ersten Periode waren.

Manche von Euch haben vielleicht schon gelesen, daß gerade die Männer, welche die Schriften des Alterthums wieder zu Ehren zogen, den Mißbräuchen der Kirche den Krieg angekündigt und die Reformation herbeigeführt hätten. Die Männer, die wir Euch vorgeführt haben, gehören aber noch nicht jener Klasse an; im Gegentheil, sie sind noch eifrige Verfechter des katholischen Glaubens, des Ablasses, der Macht des Papstes, sind schwärmerische Verehrer der Maria; ihr Streben ging blos auf Wiederherstellung eines bessern Geschmacks und auf die Erschließung der geistigen Schätze des Alterthums. Sie aber bahnten immerhin an, was eine folgende Generation durchzuführen wußte. Zwar gab es schon damals Gottesgelehrte in Basel, welche einer freiern, reformatorischen Richtung angehörten. Johannes Crützer von Gebwyler (1462) wies mit großem Nachdrucke darauf hin, daß die Bibel die einzige Quelle der geistlichen Wahrheit sei. Johann von Wesel, der 1461 und 1462 in Basel lehrte, sprach gegen die Verderbniß der Kirche, gegen das Unwesen des Ablasses, des Fastens, der Wallfahrten und wies darauf hin, daß die Gerechtigkeit Christi an die Stelle der Verdienstlichkeit der guten Werke gesetzt werden müsse. Für das alles wurde er 1479 zu Mainz vom Ketzergerichte zu Gefangenschaft verurtheilt. Ein Geistesverwandter von ihm war auch jener Johannes Wessel von Gansfort, den wir

als den Lehrer Reuchlins Euch vorgeführt haben. Diese Männer aber alle waren blos vorübergehende Erscheinungen in unsrer Vaterstadt; denn es war, wie in der Jugend, damals auch bei den Lehrern ein Drang zu einer Art von Wanderleben und zwar in der Absicht, für ihre Lehren an recht vielen Orten Boden zu finden. Diese Männer führten gegen das Gebäude der damaligen Kirche nur die ersten Schläge, die noch nicht im Stande waren dasselbe aus den Fugen gehen zu machen.

III.

In die Zeit der Gründung unsrer Universität fiel aber noch ein Ereigniß, das, wie kein anderes, geeignet war, in dem geistigen Leben eine Umgestaltung herbeizuführen, nämlich die um das Jahr 1440 erfundene und seit den Sechzigerjahren sich ausbreitende Buchdruckerkunst. Und da war es wiederum Basel, das in Verbindung mit seinen oben genannten Gelehrten und Trägern der neu aufkeimenden Bildung sich in die vorderste Reihe der Städte stellte. Wer bis dahin sich mit Büchern versehen wollte, der mußte nicht unbedeutende Geldmittel haben, um sich bei den sogenannten „Schreibern", welche aus dem Abschreiben ein Gewerbe machten, geschriebene zu kaufen. Sehr reiche Leute oder Stifter und Klöster hatten ihre eigenen Schreiber, welche mit Gesellen arbeiteten. Unser Domstift zahlte z. B. noch 1479 einem solchen in einem Jahre 247 Pfund für Abschriften. Diese Leute banden zugleich auch die geschriebenen Bücher ein und hielten etwa auch als „Lehrmeister" Privatschulen. Unter solchen Umständen traf man Bücher in den Händen des gemeinen Volkes so zu sagen gar nicht an. Natürlich mußte bei dem Mangel an Büchern in den Händen der Schüler der Unterricht sehr schleppend werden. So erzählt Thomas Platter von der Schule zu St. Elisabetha in Breslau (und das bezieht sich auf eine Zeit, wo die Buchdruckerkunst schon viele Bücher verbreitet hatte): „Niemand hatte „gedruckte Bücher; allein der Präceptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte „man erstlich dictieren, dann distinguieren, dann construieren und zuletzt exponieren, daß die „Bachanten große Scharteken mit ihnen heim hatten zu tragen, wenn sie heim zogen."

Während bis 1440 und noch länger kleinere Schriftwerke, wie sie die sogenannten Briefdrucker zu Tage förderten, mittelst Holztafeln gedruckt worden waren, in welche die Buchstaben und Figuren durch den Holzschneider (Xylographen) eingeschnitten wurden, gelang es in Mainz dem Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, in Verbindung mit Johannes Fust und Peter Schöffer von Gernsheim zwischen den Jahren 1440 bis 1460 zuerst durch Anwendung beweglicher hölzerner, dann gegossener metallener Buchstaben (Typen) Bücher zu vervielfältigen. Die Kunst war bis 1462 noch ein Geheimniß geblieben, das in den beiden Werkstätten, welche seit 1455 in Mainz bestanden, d. h. in der des Gutenberg und der von Fust und Schöffer, eingeschlossen war. Als aber 1462 Mainz durch Adolf von Nassau eingenommen worden war, zer-

streuten sich die Gehülfen Gutenbergs und Fusts, durch die Schrecknisse des Kriegs verscheucht, und trugen das Geheimniß nach allen Seiten hin. Ein solcher Gehülfe (Knecht) Gutenbergs kam auch nach Basel. Es war dieß Berchtold Ruppel von Hanau (auch Röpel oder Rippler genannt), der 1477 das hiesige Bürgerrecht kaufte. Das Haus, in welchem dieser Vater der Buchdrucker in Basel seinen Wohnsitz aufschlug und seine Druckerei hatte, ist das Haus zum Palast an der Freienstraße (Nr. 54). Es ist wirklich auffallend, wie schnell diese neue Erfindung in unsrer Vaterstadt Boden gewann, und wie viele Hände sie schon in den drei ersten Jahrzehnten beschäftigte. Wenn wir Euch hier die Namen einiger der ältesten hiesigen Buchdrucker vorführen, so sind das blos die der angesehensten; außer diesen könnten wir Euch noch Namen von mehr als dreißig Druckern mit ihren Wohnhäusern anführen, welche dieses Geschäft zwischen 1470 und 1500 in unsrer Stadt trieben.*) Zu diesen angesehensten gehörte Michael Wensler in der Tiefe, welcher 1473, Bernhard Richel, welcher 1474, Johann von Besicken in der St. Albanvorstadt beim Fridenthor, welcher 1478, Niclaus (Clewi) Kesler in Klein Basel, welcher 1480, Jakob von Pforzheim, welcher 1482 das Bürgerrecht erhielt, Leonhard Isenhut in der weißen Gasse, welcher noch in den Sechzigerjahren den Beruf eines Helgenmalers getrieben hatte, Michael Furter, Martin Flach an den Steinen, der später nach Strasburg übersiedelte. Andere Basler übten diese Kunst in der Fremde aus, wie z. B. Friedrich (wahrscheinlich Biel) in Spanien, Leonhard Achates (Agtstein) schon 1472 in Venedig, dann in Vicenza und Padua.

Basel war aber in mehrfacher Beziehung ein für dieses Geschäft sehr günstiger Platz. Die Universität bot eine Anzahl von Gelehrten, welche den Druckern an die Hand gehen konnten, und die geographische Lage der Stadt an der Grenze mehrerer Länder war für den Handel günstig. Dazu kam aber noch ein anderer Umstand, nämlich daß in Basel schon seit längerer Zeit die Fabrikation des Linnenpapiers betrieben wurde. Die älteste Papierfabrike, von welcher Nachricht auf uns gekommen ist, stand schon 1440 und zwar vor dem Riehenthore am Teiche, wo bis jetzt die Stadtsäge stand, von nun an das Pumphaus steht. Sie gehörte einem Heinrich Halbysen, welchem sie 1470 der Rath um 172 Pfund 10 Sch. abkaufte. Um ebendieselbe Zeit betrieb auch ein Anderer, Namens Ulrich Zürcher, diese Fabrikation. Ihr gaben aber vorzüglich zwei Spanier, welche sich in Basel niederließen, einen bedeutenden Aufschwung. Im September des Jahrs 1457 nämlich wurden Antony und Michel Galsyan in das hiesige Bürgerrecht aufgenommen und errichteten dann auf einem Lehen des Klosters St. Alban im sogenannten St. Alban Loch eine Papiermühle. Ihr eigentlicher Name war Gallicion. Mit ihnen arbeitete als Gehülfe oder Knecht ein andrer Michel Gallicion, genannt

*) Anm. Die Namen derselben sind in dem Basler Taschenbuche auf das Jahr 1863 zu finden.

„der lange Michel.“ Neben diesen betrieb dieses Gewerbe in den Neunzigerjahren Einer Namens Werle.

So hatte sich denn innerhalb weniger Jahrzehnte in unsrer Vaterstadt die Erfindung, welche die Bestimmung hatte, eine neue Zeit herbei zu führen, eine Stätte bereitet, und es dauerte nicht lange, so hatte Basel sich durch seine Druckereien einen europäischen Namen erworben. Zwar gehört das früheste Druckwerk, welches in unsrer jetzigen Eidgenossenschaft zu Stande kam, nicht Basel an. Das früheste Erzeugniß der Basler Pressen, dessen Alter bestimmt werden kann, fällt in das Jahr 1471 oder 1472, während im Stifte Beromünster im Kanton Luzern schon 1470 ein Werk gedruckt worden ist und zwar durch den dortigen Chorherrn Helias Heliä von Laufen. Unsre Vaterstadt ist aber bei diesem ältesten Drucke doch in so fern betheiligt, als dieser von Laufen wahrscheinlich einem alten Baslergeschlechte angehörte. Manche Druckwerke, welche aus baslerischen Pressen in den ersten Zeiten der in Basel geübten Buchdruckerkunst hervorgegangen sind, tragen leider weder den Namen des Druckers noch die Jahrzahl; unter diesen möchte wohl hie und da eines noch ein älteres Datum haben. Wenn wir endlich zwei und zwanzig Drucker zählen können, die schon zwischen 1470—1477 in Basel diese Kunst betrieben haben, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß 1472 nicht das früheste Jahr sein muß, in welchem hier zu drucken angefangen wurde.

Laßt uns nun bei einigen der vorzüglichsten Druckerherren einen Besuch machen. Wir begeben uns in die Straße, die man früher „an den Schwellen“ hieß, später Spitalsprung und seit der jüngsten Zeit „Münsterberg“ und treten in das daselbst gelegene Haus und die Druckerei des Johannes Bergmann von Olpe oder, wie man ihn auch etwa kurzweg nannte, Hans Olpe, wo derselbe mit fünf Gehülfen gewöhnlich arbeitete. Wie es darin und überhaupt in den Druckereien des XV. Jahrhunderts ausgesehen hat, zeigt Euch das Titelbild. Die stehende Figur stellt Euch Bergmann dar. Dieser war ein Studiengenosse und inniger Freund unsers Sebastian Brant; er war früher Archidiaconus zu Granfelden im Münsterthal und später Decan des Decanats der St. Johannescapelle auf unserm Münsterplatz und der St. Johannserbrüderschaft. Als ein eifriger Anhänger der neuen Bildung und Freund der Beförderer derselben, wollte er auch das Seinige zu deren Verbreitung beitragen und betheiligte sich zu diesem Zwecke bei der Druckerei. Er setzte alles daran, die Werke seiner Geistesgenossen, eines Reuchlin, Wimpheling und namentlich seines Freundes Sebastian Brant in eleganter Weise zu drucken. Und wirklich zeichnen sich seine Drucke durch Zierlichkeit der Buchstaben und Reinlichkeit der Ausführung vor allen Druckwerken des XV. Jahrhunderts aus. Vor ihm seht Ihr auf dem Bild den Verfasser des Narrenschiffs sitzen, gezeichnet nach einem noch vorhandenen Porträte, wie derselbe dem hoch erfreuten Freunde Bergmann aus seinem Narrenschiffe vorliest, das bald der im Hintergrunde stehenden Buchdruckerpresse übergeben werden soll.

Von Bergmanns Druckerei wollen wir beim Druckerherrn Johannes Amerbach im Kleinbasel an der Rheingasse (Nr. 23) einen Besuch machen. In Reutlingen im Schwabenlande 1444 geboren, kam Amerbach als Jüngling nach Paris und studierte daselbst unter dem uns bekannten Heynlin von Stein, in dessen nähern Umgang er trat. Heynlin interessirte sich in Paris sehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, und er war es, welcher 1470 die ersten Buchdrucker, Deutsche von Abstammung, die sogenannten alamannischen Brüder, nach Paris berief. In Amerbach scheint Heynlin die Liebe zu der Buchdruckerei hervorgerufen zu haben. Zum Magister promoviert, kehrte Johannes Amerbach nach Deutschland zurück und arbeitete eine Zeitlang zu Nürnberg in der Buchdruckerei des Anton Coberger als Corrector, bis er 1475 nach Basel kam. Hier scheint er eine Zeitlang Unterricht ertheilt zu haben — denn Manche nennen ihn ihren Lehrer — eröffnete aber bald nach 1475 eine Druckerei, durch welche er seinen Ruhm und sein Vermögen begründete, und wurde 1483 Bürger von Basel. Mancher, der sich den Studien gewidmet hatte, wandte sich zu selbiger Zeit der Druckerei zu; aber freilich war darunter mehr als Einer, der beim Studieren Schiffbruch gelitten hatte. Diese läßt Sebastian Brant in seinem Narrenschiffe von ihren Studien sagen:

Damit so geht die Jugend hin;
So sind wir zu Lips, Erfurt, Wien,
Zu Heidelberg, Mainz, Basel g'standen,
Kommen zuletzt doch heim mit Schanden.
Das Geld das ist verzehret do,
Der Druckerei sind wir dann froh.

Amerbach aber war weit entfernt zu dieser Klasse zu gehören; denn seine Gelehrsamkeit war eine allgemein anerkannte. Er stand in Verbindung mit den ersten Gelehrten seiner Zeit, und diese unterstützten ihn in seinem Berufe, mit dem edeln Wimpheling, der auch in Basel studiert hatte und eine neue Bahn in der Erziehung und im Unterricht brach, mit dem gelehrten Leuenberg (Leontorius) von Maulbronn, der später, um Amerbach näher zu stehen und denselben in seinen Arbeiten besser unterstützen zu können, als Beichtvater in das Klösterlein der Bernhardinerinen eintrat, welches in einem Seitenthälchen hinter Muttenz stand und den Namen Engenthal hatte. Gelehrte aus den verschiedensten Gegenden sandten ihm zum Behufe des Druckes alte Handschriften der Kirchenväter zu; denn die Herausgabe der Schriften der Kirchenväter hatte sich Amerbach zur Lebensaufgabe gemacht. Und da sind es nun wieder vorzüglich jene früher Euch vorgeführten Männer, Reuchlin und Sebastian Brant, die man oft in der Druckerei des Herrn Amerbach und in den übrigen Druckereien antreffen konnte, wie sie entweder ihre mit großer Mühe und Sorgfalt aus den verschiedenen Handschriften festgestellten Texte brachten oder einen Bogen als Correctoren durchsahen, und Heynlin von Stein, der in der einsamen Zelle seines

Klosters für den Druck der Kirchenväter arbeitete und mit seinem Freunde Amerbach sich darüber unterhielt. Vorzüglich war es Sebastian Brant, dessen Dienste von den Druckerherren angelegentlich gesucht wurden, und es war für ein Buch eine Empfehlung, wenn er dasselbe mit einem angehängten empfehlenden Gedichte begleitete. Amerbachs Name verbreitete sich, seitdem er das erste lateinische Lexikon, welches den Titel „Breviloquus" führt, zum Besten namentlich der armen Schüler 1478 gesammelt und herausgegeben hatte, schnell durch die deutschen Lande, so daß jener früher genannte Leuenberg (Leontorius) ihm 1491 schreiben konnte: „Als du den „Breviloquus zu sammeln begannst, habe ich auf der Rheinbrücke zu Basel mit dir darüber „gesprochen — und jetzt ist dein Name schon im Munde aller Gelehrten. Das hast Du der „Sorgfalt zu verdanken, mit der Du dem göttlichen Beruf des Bücherdrucks obliegst und wegen „der ich Dich allen Buchdruckern vorziehe oder doch wenigstens den besten und denen, welche die „schönste Arbeit machen, gleichstelle." Und in der That, Amerbach ließ sich keine Kosten reuen. Er stellte Formschneider an, unter diesen einen Albanus Graf von Winterthur, welche ihm Buchstaben und Verzierungen schnitten. Sein Geschäft dehnte sich bald aus. Zu seinem Hause an der Rheingasse, das noch lange das Haus der Amerbache hieß, kaufte er noch die „Gstift in der Karthause" und später das Haus „zum Sessel" an der Todtengasse (das Haus, in dem jetzt die Töchterschule sich befindet) und verlegte seine Druckerei darein.

Durch seinen Freund Heynlin von Stein, welcher seine letzten Jahre in der Stille der Karthäuserzelle zubrachte, war Amerbach mit den Bewohnern jenes Klosters in vertraute Bekanntschaft gekommen. Diesem Kloster schenkte er daher viele Bücher, welche aus seiner Druckerei hervorgegangen waren, und diese befinden sich jetzt noch auf unsrer öffentlichen Bibliothek im Museum. Zum Danke gegen Gott für die Geburt seiner Kinder weihte er eine Tafel dem Karthäuserkloster mit dem Bilde des heiligen Bruno, des Stifters des Karthäuserordens, welchem zu Ehren er auch einem seiner Söhne den Vornamen Bruno gab. Diese Tafel könnt Ihr noch jetzt in unsrer mittelalterlichen Sammlung sehen. In dem stillen Kreuzgange dieses Klosters wählte Amerbach auch die Grabstätte für sich und seine Familie, stiftete in der Kirche daselbst für sich und die Seinigen eine Jahrzeit und auf den Altar, wo diese Seelenmesse jährlich gehalten werden sollte, eine vergoldete Altartafel, welche seine Kinder nach seinem letzten Willen aus seiner Verlassenschaft machen zu lassen beauftragt wurden. Seine Nachkommen aber, Bruno, Basilius und Bonifacius, gehörten als Gelehrte und Kunstfreunde zu den ersten Zierden Basels; unsre öffentlichen Kunstsammlungen verdanken namentlich dem Letztern ihre schönsten Zierden.

Neben und theilweise mit Johannes Amerbach betrieb die Buchdruckerkunst noch ein andrer Mann, welcher in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts der König der Druckerherren geworden ist — und der war Johannes Fröben oder Froben, aus Hammelburg in Franken stammend, und deßwegen etwa auch Johannes Hammelburg genannt. Geboren

um das Jahr 1460 studierte er eine Zeitlang auf unsrer Universität, kam mit Johannes Amerbach in Bekanntschaft, trat bei demselben als Gehülfe in die Druckerei und hatte auch bei ihm seine Wohnung. Nachdem er 1490 Baslerbürger geworden war, druckte er bald auf seine eigene Rechnung, worin ihn der vermögliche und gelehrte Wolfgang Lachner, der 1500 sein Schwiegervater wurde, unterstützte (sein erstes eigenes Druckwerk ist eine lateinische Bibel von 1491); bald gab er in Verbindung mit Johannes Amerbach oder mit seinem Landsmanne Johannes Petri von Langendorf, welcher seit 1488 Bürger von Basel war, Werke heraus, mit welchen dann, wie es damals Sitte war, die Druckerherren auf die Messe nach Frankfurt reisten. Während Petri von Langendorf die Kunst dadurch vervollkommnete, daß er manche bequeme und zweckmäßige Werkzeuge erfand, war es Froben, der namentlich sich große Verdienste um die Schönheit der Buchstaben erwarb und den Schnitt derselben besorgte; daher denn in manchen von Amerbach und Froben gemeinschaftlich herausgegebenen Büchern die Karthäuser jenen den Drucker (impressor), diesen den Schriftschneider (chalcographus) nannten.

Die Drucke aus den ersten Zeiten der neuerfundenen Buchdruckerkunst (man nennt sie Incunabeln, d. i. Drucke aus der Zeit der Wiege der Buchdruckerkunst) hatten ganz das Aussehen der geschriebenen Bücher. Die Anfangsbuchstaben (Initialen) wurden nicht gedruckt, sondern man überließ es den Schreibern (Guldenschreibern), dieselben mit Zeichnungen und Farben so herzustellen, wie es bei den Handschriften Sitte war. Die verschiedenen Abschnitte wurden mit rother Farbe von Hand bezeichnet (rubriciert). Die Drucklettern stellten dieselbe eckige sogenannte gothische Schrift dar, wie sie damals in den geschriebenen Büchern zu finden war. In den Achtzigerjahren aber wandte Amerbach bereits die schöne römische Rundschrift an, und nachdem in Venedig der berühmte Buchdrucker Aldus Manutius eine noch schönere runde Cursivschrift, die man nach ihm die Aldinische nannte, in Anwendung gebracht hatte, war Froben der erste, welcher dießseits der Alpen im folgenden Jahrhundert in dieser zierlichen Schrift druckte. So stellte sich der „große Magister", wie ihn Freunde und Bekannte nannten, an die Spitze der Buchdruckerei. Ihn könnt Ihr, wie er leibt und lebt, in dem Porträte sehen, das, von Holbein gemalt, in unserm Museum hängt. Froben stand mit dem alten Herrn Amerbach und dessen Söhnen in so vertrautem Verhältnisse und so enger Geschäftsverbindung, daß er nach des alten Herrn Tod (1514) das amerbachische Druckerhaus zum Sessel übernahm. Dieses Haus zum Sessel nun, das noch im Laufe des XV. Jahrhunderts der Familie Seevogel gehört hatte, war dazu bestimmt, für die Wissenschaft eine europäische Bedeutung zu erhalten. Da gingen, wie Euch später ein anderes Neujahrsblatt erzählen wird, die größten Gelehrten ein und aus; hier war es, wo der König der Buchdrucker, Froben, später den König der Gelehrten, Erasmus von Rotterdam, bei dessen erstem Aufenthalt (1513, 1521—1529) aufnahm; der Sessel war das

Haus, in welchem das erste neue Testament in der Ursprache von Froben gedruckt wurde.

So haben sich in der Geschichte unsrer Vaterstadt zwei große Ereignisse vereinigt, um dieselbe auf dem Gebiete des Geistes und der Wissenschaft auf eine Höhe zu stellen, auf welcher bis zum Ende des XV. Jahrhunderts und auch noch länger keine Stadt unsers jetzigen Vaterlandes gestanden hat: die Gründung der Universität und die Buchdruckerkunst. Diese ist seither ein Gemeingut Aller geworden; jene hat im Laufe der Jahrhunderte manche Schicksale durchlebt; aber daß noch unser Geschlecht diese Anstalt als eine mit der Geschichte unsrer Vaterstadt innig verwebte betrachtet, haben wir alle bei der Feier ihres vierhundertjährigen Jubiläums vor zwei Jahren auf das lebhafteste empfunden. Lassen wir das Erbtheil unsrer Väter auch den kommenden Geschlechtern in dieser oder jener Form zu Theil werden!

Inhaltsanzeige der Neujahrsblätter für Basels Jugend.

Nro.	I.	Jahrg.	1821.	Isaac Iselin. 1728—1782.
„	II.	„	1822.	Auszug der Rauracher.
„	III.	„	1823.	Basel wird eidgenössisch. 1501.
„	IV.	„	1824.	Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
„	V.	„	1825.	Die Kirchen-Versammlung zu Basel. 1431—1448.
„	VI.	„	1826.	Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
„	VII.	„	1827.	Erasmus in Basel. 1516—1536.
„	VIII.	„	1828.	Scheikh Ibrahim. 1784—1817.
„	IX.	„	1829.	Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
„	X.	„	1830.	Bürgermeister J. R. Wettstein. 1646 und 1647.
„	XI.	„	1831.	Das Jahr 1830.
„	XII.	„	1832.	Die Schlacht bei Dornach. 1499.
„	XIII.	„	1835.	Landvogt Peter von Hagenbach. 1469—1473.
„	XIV.	„	1836.	Das Leben Thomas Platers. 1499—1582.
„	XV.	„	1837.	Das große Sterben. 1348—1349.
„	XVI.	„	1838.	Das Karthäuser-Kloster zu Basel. 1416—1536.
„	XVII.	„	1839.	Der Rappenkrieg. 1594.
„	XVIII.	„	1840.	Die ersten Buchdrucker zu Basel.
„	XIX.	„	1841.	Die Zeiten des großen Erdbebens.
„	XX.	„	1842.	Hans Holbein der Jüngere von Basel.
„	XXI.	„	1843.	Das Siechenhaus zu St. Jakob.
„	XXII.	„	1844.	Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

Neue Folge.

„	XXIII.	„	1845.	Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
„	XXIV.	„	1846.	Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
„	XXV.	„	1847.	Bischoff Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
„	XXVI.	„	1848.	Das Königreich Burgund. 888—1032.
„	XXVII.	„	1849.	Bürgermeister J. R. Wettstein an der westphäl. Friedensversammlung.
„	XXVIII.	„	1850.	Das Münster zu Basel.
„	XXIX.	„	1851.	Bischoff Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
„	XXX.	„	1852.	Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmähligen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
„	XXXI.	„	1853.	Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
„	XXXII.	„	1854.	Bischof Heinrich von Thun.
„	XXXIII.	„	1855.	Die Bettelorden in Basel.
„	XXXIV.	„	1856.	Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
„	XXXV.	„	1857.	Rudolf von Habsburg und die Basler.
„	XXXVI.	„	1858.	Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
„	XXXVII.	„	1859.	Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
„	XXXVIII.	„	1860.	Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1349—1400.
„	XXXIX.	„	1861.	Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel. 1400—1430.
„	XL.	„	1862.	Das Basler Concil. 1431—1448.

In C. Detloff's (ehemals Bahnmaier's) Buchhandlung, Freiestraße No. 40, sind diese Neujahrsblätter, ausgenommen Nr. 3, 13, 21, 23, 29 und 30, welche vergriffen sind, um den bekannten Preis zu erhalten. — Die Nummern 3 und 4 sind einzeln nicht mehr zu haben.